

KINO

Schaurig-schönes Negativ

Patty Jenkins Regiedebüt überzeugt vor allem wegen der Schauspielerin Charlize Theron. Ansonsten bleibt der Film über eine Prostituierte, die aus Wut und Rache zur Mörderin wird, zu sehr an der Oberfläche.

(ik) - Prägnanter hätte sie kaum sein können - die Figur, die Regisseurin und Drehbuchautorin Patty Jenkins für ihren Debüt-Langfilm "Monster" ausgewählt hat. Lee, gespielt von Charlize Theron, ist eine Prostituierte und Amerikas wohl berühmteste Serienmörderin. Bis zum Oktober 2002 hat Lee, die eigentlich Aileen Wournos hieß, tatsächlich gelebt - bevor sie mit der Giftspritze im Todestrakt von Florida hingerichtet wurde.

Wenn man ihre Biografie denn als Leben bezeichnen kann. Als junges Mädchen wurde Aileen vom Vater geschlagen und vom Großvater missbraucht. Schon als 15-Jährige landete sie auf der Straße und prostituierte sich.

Das sind die beklemmenden Fakten aus dem Leben der "echten" Aileen, doch Jenkins streift sie nur. Sie interessiert sich mehr für die Liebesgeschichte zwischen der 30-jährigen Lee und der orientierungslosen Junglesbe Selby (Christina Ricci), die es in ähnlicher Form auch bei Aileen gab. Um Geld und die Liebe ihrer neuen Flamme zu verdienen, geht Lee wieder anschaffen. Sie gerät an einen brutalen Vergewaltiger, den sie in Notwehr erschießt. Aber auch der nächste Freier

kommt nicht lebend davon. Eine mörderische Serie nimmt ihren Lauf.

Den "gleitenden Übergang" zwischen Selbstverteidigung und Selbstjustiz habe sie zeigen wollen, sagte Patty Jenkins in einem Interview. Dass eine Mörderin, die mit jeder weiteren Tat eine unsichtbare Grenze überschreitet, gleichzeitig auch Opfer sein kann. Ein hoher Anspruch - dem Jenkins aber leider nicht gerecht wird.

Charlize Theron spielt die Rolle der "White-Trash"-Frau, wie weiße Außenseiter in den USA verächtlich genannt werden, zwar überaus glaubwürdig. Das liegt zum einen an dem eigens für die Rolle angefertigten Schwabbelbauch und den auf hässlich getrimmten Gesichtszügen. Mehr aber noch an Thérons Gestik und Mimik: Wie sie die Bierbüchse in die Hüfte stemmt, mackerigen Schritten die Bar durchquert und dabei das kaputte blonde Haar zurückwirft. Dafür hat die Südafrikanerin den Oskar 2003 redlich verdient. Von so viel Überzeugungskraft kann ihr eher blases Gegenüber Ricci noch einiges lernen.

Doch gutes Schauspiel allein reicht nicht aus, um die tieferen Hintergründe des

Blutrausches darzustellen. Der psychologische Teufelskreis zwischen Täterschaft und Selbst-Viktimisierung, zwischen Wissen und Verdrängung, in den Lee und Selby geraten und aus dem sie bis zuletzt nicht raus finden, wird mit eher oberflächlichen Dialogen angedeutet. Und zu oft von theatralischen Bildern ertränkt. Etwa als Lee ihr letztes Opfer erschießt. Die biografischen Umstände, die zumindest einen Teil von Lees Tragik hätten erklären können, kommen im Film nur einmal, am Anfang vor. Wenn sie der eigentliche Grund für Aileen "Lee" Wournos Ausrasten sind, hätten sie mehr in den Mittelpunkt gemusst. So erscheinen eher die emotionale Abhängigkeit von ihrer Geliebten und die chronische Geldnot als Hauptmotive. Dann wäre Aileen aber doch nur eine kaltblütig mordende Männerhasserin gewesen - was Patty Jenkins, die mit der "echten" Aileen bis kurz vor ihrem Tod noch brieflich Kontakt hatte, aber bestreitet.

Vielleicht liegt die Oberflächlichkeit auch an den ungeschriebenen Spielregeln in Hollywood, die echten Tiefgang und dichtere Erzählweisen schwierig machen. So kommt die Kamera einfach nicht von Hollywoods blon-



Lee bei ihrer Hauptbeschäftigung.

(Foto: Filmverleih)

Im Utopia

dem Star los. Indem sie immer wieder auf dem Gesicht Thérons verweilt, reinszeniert sie deren Schönheit - quasi als hässliches Negativ.

Immerhin: Es ist Patty Jenkins erster Film. Ihren Riecher für spannende Stories und ihr gutes Händchen bei der Rol-

lenbesetzung hat Jenkins mit diesem Beitrag durchaus bewiesen. Und das sind wichtige Eigenschaften, für eine talentierte Regisseurin mit viel Potenzial.

THEATER

Morgen in "Vene"

Guy Helmingers Stück "Venezuela" handelt von einer Gruppe von Trainsurfern auf der Suche nach dem großen Kick. Nach dem Tod ihres Freundes träumen sie vom Paradies.

(sk) - "Wir sitzen am Bahndamm in Caracas und braten Fischzeug." Izmir stellt sich vor, wie es wohl sein könnte in Venezuela, dem Paradies. Izmir, der Türke, der eigentlich Attila heißt, ist mit einer schweren Goldkette behangen und ist das Klischee eines jungen Deutschtürken: Adidas-Trainingshosen, Netz-Muscle-Shirt und Hawaii-Hemd, dazu noch viel Gel in den Haaren. Und ein begnadeter Macho vor dem Herrn.

Da sitzen sie auf der Bühne, Izmir und seine Freunde: der Punk Kerm, die Göre Flada, der belesene Buch und der pickelgesichtige Olif. Auf einer Schrägwand mit Löchern, um ein Eisengestell herum, auf dem eine selbst gebastelte Antenne steckt, erzählen sie einander von Venezuela. Denn dorthin ist einer von ihnen ausgewandert, sagen sie. In Wirklichkeit ist Fraggel gestorben, als er sich an einen Hochgeschwindigkeitszug hängte, für den ultimativen Kick. Denn die Jugendlichen, um die es in Guy Helmingers Theaterstück "Venezuela" geht, sind Trainsurfer. Sie klammern sich an einem Zug oder einer S-Bahn fest und fahren so von einer Haltestation zur nächsten. Das Trainsurfen ist für sie längst keine Mutprobe mehr. Es versetzt sie in einen Rausch, in eine andere Welt.

Bis Fraggel stirbt: Um Olif zu schonen, erfinden die anderen die Geschichte von Venezuela, wo die Züge immer nur geradeaus mindestens 230 Sachen fahren, wo die Friedhöfe voll sind von Trainsurfern und wo Fraggel ein absoluter Star geworden ist. Buch schreibt unter Fraggels Namen Briefe an Olif, angeblich aus Venezuela - wo die Leute Deutsch reden, das erkenne man an den deutschen Briefmarken, mutmaßt Olif.

Doch "Vene", wie die fünf Jugendlichen Venezuela nennen, dient nicht nur dem Jüngsten unter ihnen als Utopie - auch für die anderen steht es für ihre Träume, für ihre Sehnsucht nach Freiheit. In Wirklichkeit dagegen ist alles nichts: grau in grau. "Was ist morgen?" fragt Buch mehrmals. Und Flada antwortet stereotyp: "Morgen ist Regen." So hieß auch der ursprüngliche Titel des Stücks. Da hilft nur Venezuela. Selbst nachdem Olif die Wahrheit über Fraggels Tod erfahren hat, an "Vene" als die große Illusion halten sie fest. Bei Alfred Andersch war es früher Sansibar, bei Arthur Rimbaud Afrika, hier ist es Venezuela.

Auf die Idee zu dem Stück kam Helminger vor rund 20 Jahren, als er einen Fernsehbericht über junge Trainsurfer sah. Es wurde zuerst in einer



Zu viel gesurft: Izmir, der - wenn er nicht gerade den Macho herauskehrt - auch an Venezuela denkt.

(Foto: Patrick Kleeblatt)

szensischen Lesung auf dem Stückemarkt in Mersch dem Publikum vorgestellt, dann auf Englisch übersetzt und in London uraufgeführt. Die deutschsprachige Uraufführung in Wien platzte. Nun hat das Ensemble um die österreichische Regisseurin Anna-Maria Krassnigg "Vene-

zuela" im Théâtre National du Luxembourg auf die Bühne gebracht. Die Bühne von Andreas Lungenschmid entspricht der Perspektive der jugendlichen Outcasts: Sie ist trist. Andererseits wirkt sie durch die runde Schräge ein wenig wie eine

Manege. Oft dröhnt lauter Techno, bis einer der Schauspieler gegen das Eisengestell tritt. Eine Manege für Illusionen.

Die Sprache besteht aus Bruchstücken, halb Slang, halb Kunstsprache. Sie ist kurz, verstümmelt, und dadurch umso wirkungsvoller. Sie ist in ihrer Reduziertheit das eigentlich Interessante an dem Stück. Die Geschichte selbst klingt irgendwie bekannt: Jugendliche am Rande der Gesellschaft, die sich ihre Luftschlösser bauen. Alles schon mal da gewesen. Und alles sieht stark nach Jugendtheater aus. Nicht selten wirken die Gespräche der Jugendlichen aufgesetzt, gezwungenermaßen jugendlich. Dabei gehört die Sprache zu den Stärken des Stücks. Sie bleibt beim Wesentlichen. Es sind kurze Sätze, manchmal nur Satzketten: "Venezuela doch, Venezuela ja, Venezuela ist klar."

Von den jungen Schauspielern ragen Nina Gabriel als schnoddrige und ein wenig unterbelichtete Flada und Daniel Kamen hervor. Letzterer spielt Izmir, den türkischen Proleten - aggressiv, weinerlich und einfach gut interpretiert. Izmir, der ab und zu die Wahrheit sagt, was den anderen nicht gefällt: "Scheiße Izmir." Und was dem Stück Leben einhaucht.

Stefan Kunzmann

"Venezuela" von Guy Helminger wird noch gespielt am 23.4., 24.4., 27.4. und 28.4. um 20 Uhr und am 25.4. um 16 Uhr in den Ateliers du TNL, Luxemburg
Reservierung: Tel.: 47 08 95-1